

Viennale 2011

Walter Gasperi berichtet für den FKC

Auch heuer bot die Viennale wieder quer über die Wiener Innenstadt verstreut nicht in Multiplexkinos, sondern in altherwürdigen Einsaalkinos wie dem Künstlerhauskino, dem Metrokino, dem Stadtkino, das heuer sein 30-jähriges Bestehen feiert, dem Gartenbaukino und der Urania einen bunten Mix aus Festivalhits, die bald auch hierzulande anlaufen, und kleinen Filmen, die wohl kaum den Weg in die Kinos finden werden.

Melancholia: Mehr durch seinen Nazi-Sager als durch seinen neuen Film hat Lars von Trier im Mai in Cannes für Aufregung gesorgt. Nichtsdestotrotz ist „Melancholia“ sein bislang visuell mit Abstand schönster Film. Nach seinem schockierenden „Antichrist“ erzählt der Däne in „Melancholia“ in atemberaubend schönen Bildern vom Weltuntergang. Die Zerstörung der Erde durch die Kollision des Planeten Melancholia mit der Erde, die in einem rund zehnminütigen wortlosen und von Musik aus Wagners „Tristan und Isolde“ begleiteten Prolog geschildert wird, bildet aber nur den Hintergrund für die Schilderung zwischenmenschlicher Beziehungen und bissiger Gesellschaftskritik.

Während von Trier in einem ersten Teil in glanzvollen Bildern eine prunkvolle Hochzeit schildert, die im Chaos endet, als die Braut mit der noblen Gesellschaft abrechnet, fokussiert er im zweiten Teil auf dieser Braut, die in eine Depression verfällt, und ihrer scheinbar so souveränen und besonnenen Schwester. Angesichts des drohenden Weltuntergangs verkehren sich freilich gerade die Schwesternrollen ins Gegenteil: Gelassen blickt die von Kirsten Dunst großartig gespielte Justine der Katastrophe entgegen, während Charlotte Gainsbourgs Claire zunehmend panischer agiert.

Le gamin au velo: Vom ersten Bild an gefangen nimmt der neue Film der Brüder Jean-Pierre und Luc Dardenne. Im Mittelpunkt steht der höchstens zwölfjährige Cyril, der von seinem Vater in ein Heim abgeschoben wurde. Trotz allem glaubt der Junge an seinen Vater, wird aber immer wieder enttäuscht. Nach einem Fluchtversuch aus dem Heim nimmt eine Friseurin Cyril auf, muss aber ihrerseits erfahren, dass der Junge in seiner Verletztheit und der Suche nach einem Ersatzvater auch sie immer wieder enttäuscht. Dennoch hält sie unverbrüchlich zu dem Kind.

Das ist nicht nur herausragend gespielt, sondern vor allem mit einem Tempo und einer Atemlosigkeit inszeniert, die die Getriebenheit, die innere Unruhe und Verletztheit Cyrils direkt nach außen kehrt und hautnah vermittelt. Zugänglicher und hoffnungsvoller als die bisherigen Filme der belgischen Brüder mag „Le gamin au velo“ sein, dennoch steht auch dieser Film ganz in der Tradition ihres Werkes und bietet wiederum engagiertes sozialrealistisches Kino von höchstem Niveau.

L'Apollonide: Bertrand Bonello schildert den Alltag in einem Edelbordell im Paris des beginnenden 20. Jahrhunderts. Wie die Prostituierten verlässt der Film kaum einmal das Etablissement. Not mag die Damen dorthin getrieben haben, in dieser geschlossenen Welt bindet sie dann aber die Solidarität zusammen. Keine nationalen, religiösen oder gesellschaftlichen Grenzen gibt es unter ihnen, die Algerierin ist genauso akzeptiert wie die Jüdin, wie die aus dem Kleinbürgertum oder aus der Arbeiterschicht stammende Sexarbeiterin. Ein liebevoll-fürsorglicher Umgang herrscht untereinander, gleichrangig stehen sie nebeneinander, nur die Chefin steht über ihnen.

Bonello schwelgt in edlen Bildern, führt erlesene Dessous vor – und bedient damit auch den Voyeurismus eines wohl vor allem männlichen Publikums. Wie die Männer aus der Oberschicht, die die Damen zu Sexobjekten degradieren, macht der französische Regisseur seine Protagonistinnen zu Schauobjekten des Zuschauers. – Da kann einem dieser optisch berausende Film dann doch schlecht aufstoßen.

A Dangerous Method: Ganz ohne Körperhorror kommt der Kanadier David Cronenberg in seiner Verfilmung von Christopher Hamptons Theaterstück „A Talking Cure“ aus. Erzählt wird von der Beziehung zwischen C. G. Jung, Sabina Spielrein und Sigmund Freud. Nicht nur Patientin von Jung, sondern auch seine Geliebte wurde die junge Russin Anfang des 20. Jahrhunderts, ihre Behandlung brachte Freud und Jung zusammen, entzweite sie dann aber auch, als sich Spielrein, die selbst Ärztin wurde, dem Wiener Erfinder der Psychoanalyse zuwandte.

Sehr konzentriert inszeniert ist das, besticht durch starke Schauspieler und Dialoge, in denen die Debatten über Freiheit und Triebunterdrückung ausgetragen werden, leidet aber doch etwas an der Dialoglastigkeit. – Fürs Auge wird hier leider nur wenig geboten.

Habemus Papam: Wenn Nanni Moretti einen Film über den Zustand der Katholischen Kirche macht, darf man eine bissige Satire erwarten. Überraschend zahm ist jetzt aber "Habemus Papam" ausgefallen. An kleinen Seitenhieben gegen die Kirche fehlt es zwar nicht, viele Themen werden angeschnitten, mit keinem Wort wird aber bezeichnenderweise das in letzter Zeit so aktuelle Thema des sexuellen Missbrauchs erwähnt. Man kann den Film in seiner respektvollen Art durchaus mögen, unterhält er doch bestens, aber viel Neues bietet er in seiner leisen Subversion doch nicht und allgemein bekannt ist auch, dass die Kirche in diesen Zeiten unbedingt eine Veränderung braucht, für die auch Moretti plädiert, wenn der Papst sich weigert die Bürde des Amtes zu übernehmen, da er sich nicht für die Führungsgestalt hält, die die Kirche dringend braucht.

Einiges Vergnügen bereitet es jedenfalls Michel Piccoli zuzusehen, wie er sich aus dem Vatikan abhaut, seine verschüttete Leidenschaft fürs Theater wieder auffrischt, und andererseits Nanni Moretti, der als Psychoanalytiker im Vatikan zum Freizeitherapeuten für die Kardinäle wird.

Stilleben: Ein erwachsener Sohn entdeckt, dass sein Vater eine Prostituierte besucht, die er mit dem Namen der Tochter anspricht und von der er sexuelle Dienste verlangt. Über diese Entdeckung droht die Familie auseinanderzubrechen. Schlimmerer Taten wird der Vater nun verdächtigt, jedes Familienmitglied geht seine eigenen Wege, aber gesprochen wird über die Situation nicht.

Sebastian Meises Debüt erinnert in der Thematisierung der Sprachlosigkeit und in der Situierung in der (nieder)österreichischen Provinz an Händl Klaus „März“, doch zu wenig ausgearbeitet wirken hier Drehbuch und Figuren. Starke Momente gibt es durchaus, dennoch leidet „Stilleben“ in vielen Details an einem Glaubwürdigkeitsproblem und das Verhalten der Figuren ist mehrfach nicht nachvollziehbar.

Tous au Larzac: Christian Rouad zeichnet in seinem Dokumentarfilm den Widerstand von rund 100 französischen Bauern gegen die Erweiterung einer Militäranlage nach. Nicht abzusehen war im Jahre 1971, dass sich der Konflikt zehn Jahre hinziehen und erst mit der Wahl Mitterands zum Präsidenten zugunsten der Bauern entschieden werden sollte.

Auf Kommentar verzichtet Rouad, erzählt ganz aus der Perspektive der Bauern mit Interviews und Archivmaterial die Ereignisse chronologisch nach. Nicht nur ein Lehrstück zivilen Ungehorsams ist dieser Film dabei, sondern zeigt auch auf, wie die Bauern, die mit der 68er Revolten nicht viel am Hut hatten, als brave Katholiken am Sonntag in die Kirche gingen und eher rechts als links standen, im Laufe ihres Protestes zu einer immer geschlosseneren Gruppe zusammenwuchsen, wie sich im Protest vorübergehend Bauern und Arbeiter verbündeten und wie man mit Hartnäckigkeit sein Ziel erreichen kann. – Konventionell ist das zwar erzählt, aber rund und spannend.

Totem: Die deutsche Regisseurin Jessica Krummacher erzählt in ihrem Spielfilmdebüt von einer Familie, die eine junge Haushaltshilfe engagiert hat. Strenge Anweisungen erhält Fiona von der Hausherrin, muss aber auch vom Hausherrn Demütigungen erfahren. Alles nimmt sie aber scheinbar gleichmütig hin. Auch das Ehepaar scheint aber psychisch sehr labil zu sein. Die Frau reagiert stets gereizt, verlässt kaum mehr das Haus, der Mann neigt zu cholerischen Ausbrüchen. Verstehen kann man da, dass die Tochter im Teenageralter sich

nichts sehnlicher wünscht, als ausziehen.

In vorwiegend statischen Einstellungen, fast ohne Musik, wortkarg und durch viele Leerstellen keine lineare Handlung entwickelnd, sondern vielmehr einzelne Szenen aneinander reihend evoziert der Film ein Gefühl der Kontaktlosigkeit und Einsamkeit, lässt aber auch die Deutung zu, dass vieles gar nicht real ist, sondern sich im Kopf der vielleicht psychisch kranken Haushaltshilfe abspielt. Wirklich beklemmend wird das allerdings nie, denn zu viel bleibt letztlich im Vagen, zu viele Fragen lässt die elliptische Inszenierung offen.

Das Weiterleben der Ruth Klüger: International bekannt wurde Ruth Klüger 1992 mit ihrem Bestseller „weiter leben“. Darin erzählt die 1931 in Wien als Tochter eines jüdischen Frauenarztes geborene Literaturwissenschaftlerin und Schriftstellerin von ihrer Jugend während des Nationalsozialismus, der Deportation nach Theresienstadt und Auschwitz bis zur Flucht kurz vor Kriegsende und der Emigration in die USA.

Renata Schmidtkunz begleitete für ihren Dokumentarfilm Ruth Klüger drei Jahre lang und reiste mit ihr von ihrer Wahlheimat Kalifornien, nach Göttingen, wo sie ab 1988 eine Gastprofessur hatte, nach Jerusalem und schließlich auch nach Wien. Neben Klüger kommen auch ihre beiden Söhne, Arbeitskollegen und Freunde zu Wort.

Schmidtkunz geht es nicht um die chronologische Aufarbeitung von Klügers Leben, sondern sie zeichnet vielmehr ein einfühlsames Porträt, in dem die Empfindungen und Gefühle wichtiger sind als Fakten. Das bewegende Bild einer beeindruckenden Frau ergibt sich so und man spürt das Nahverhältnis zwischen der Regisseurin und der Porträtierten. Kritische Akzente sucht man bei einer solchen Hommage freilich vergebens und nicht zu übersehen ist auch, dass der Film von „Talking Heads“ dominiert wird, die visuelle Ebene daneben nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt.